

(Nachdruck verboten.)

17]

## Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Kuylenstierna.

Gustav Lejer sah sie mit dem mitleidigen, unbewußt überlegenen Blick, den er so oft für seine Frau gehabt hatte, an und erwiderte nichts. Sie verstand nichts von der rastlosen, nagenden Arbeit, welche an der Seele zehrt, langsam wie ein Wurm, der sich in eine Frucht hineinarbeitet; sie verstand nicht, daß dies weiße Papier ihren Mann zehnmal schwerere Gedanken kostete, als wenn die Feder blitzschnell darüber hingeflogen wäre und Zeile für Zeile mit den Worten gefüllt hätte, die sich nun als eine wirre Masse in seinem schmerzenden Gehirn drängten.

Marie Luise saß wie gewöhnlich still und schweigsam bei ihrer Arbeit, während Dora rastlos nach Stellen suchte. Sie demütigte sich lieber, als daß sie sich mit der Näharbeit quälte, und stolz wie sie war, empfand sie es als Demütigung, auf Annoncen zu antworten, sich in Comptoiren „anzubieten“ oder sich in fremde Familien, wo es Kinder zu unterrichten gab, zu drängen.

Man hatte daran gedacht, diesen Herbst umzuziehen, aber die alten Möbel waren so verbraucht und schäbig, daß man sich schämte und es fast für unmöglich hielt, sie fremden Augen preiszugeben. Außerdem währte es ja nur noch ein Jahr, bis Günther nach Hause kam, und dann war es wohl das kflügste, die Wohnung zu behalten, wenn sie ihnen Augenblicklich auch merkwürdig groß vorkam.

„Nun, wie ist es Dir heute ergangen, Dora, hast Du Erfolg mit Deinen Bemühungen gehabt?“ fragte Marie Luise freundlich, als Dora von einem ihrer Versuchsgänge heimkam.

„Natürlich bejest.“

Dora nahm rasch Hut und Mantel ab und schleuderte beides auf den nächsten Stuhl.

„Hänge Dein Zeug doch gleich ordentlich auf dem Vorplatz auf,“ sagte Marie Luise ruhig. „Du weißt, daß Mutter sonst böse wird. Wenn Du wieder hereinkommst, will ich Dir etwas Nettes erzählen.“

„D, sage es erst, bitte! Ist es wirklich etwas Nettes? Mein, Du hast mich nur zum besten.“

„Nein, gewiß nicht, liebes Kind. Eile Dich nur!“

Wie ein Wirbelwind war Dora hinaus und wieder herein, mit dem Arme auf einem Stuhl und mit dem Ellbogen über die Lehne.

„Nun, Mi Lu?“

„Nils kann Dir vielleicht eine Stelle bei einem Bekannten seines Vaters verschaffen.“

„Vielleicht! Was ist der?“

„Großhändler. Du solltest so lange eine Volontärstelle bekommen. Es ist kein großes Comptoir, nur zwei Buchhalterinnen, das eine der jungen Mädchen hat nun eine andre Stellung bekommen, so daß ein Platz frei wird.“

„Wann meinte Nils, daß es sich entscheiden könnte?“

„In acht, vierzehn Tagen. Du müßtest natürlich zu dem Herrn gehen und mit ihm sprechen.“

„D, wie himmlisch das wäre! Fünzig Kronen im Monat, wenn man zu brauchen ist, das ist doch etwas andres als sich hier mit Nähen abquälen. Arme Mi Lu, wußte Nils nichts für sich selbst?“

„Nein.“

„Ach finde, daß Laura und Karin in letzter Zeit so sonderbar geworden sind, ist Dir das nicht aufgefallen?“

„Ich weiß nicht, was Du damit meinst.“

„Nun, sie sprechen immer davon, wie nett Nils früher gewesen wäre, und daß die Brüder nie heranwachsen müßten, denn dann entfremdeten sie sich ihrer Familie. Und neulich, als ich ihnen einen Gruß von Günther bestellte, gratulierte Karin mir, daß ich keinen verlobten Bruder hätte. Doch, Marie Luise, verzeih mir, jetzt habe ich sicher eine Dummheit begangen und Dich verstimmt gemacht. . . D, das wollte ich doch ganz gewiß nicht! Liebe, gute Mi Lu, sei mir nicht böse!“

„Du kannst ja nicht dafür,“ sagte Marie Luise und neigte ihr bekümmertes, bleiches Antlitz über die Arbeit. Sie fing an, alt auszu sehen, trotzdem sie blond war; die Sorge zieht nadelfeine Linien, vereinzelt sieht man sie nicht, doch wenn sie von Tag zu Tag zahlreicher werden, bilden sie endlich das Netzwerk, hinter dem das Alter steht. —

Am Abend hatte Marie Luise etwas bei Hedwins zu fragen. Obwohl sie sich hier jetzt heimischer als vordem hätte fühlen müssen, da sie ja so gut wie zur Familie gehörte, geschah gerade das Gegenteil; sie merkte, daß sie nicht so willkommen war, daß sie störte und als Eindringling betrachtet wurde. Karin kam und öffnete.

„Nein, sieh da, Marie Luise, bist Du noch so spät aus? Tritt ein!“

Karins Augen blizten unfreundlich unter dem Vincenez, und das farblose Gesicht nahm einen kühlen Ausdruck an.

„Danke,“ sagte Marie Luise, „ich wollte Dich nur bitten, mir das Muster zu Deinen Nachthemden zu leihen, die sahen so gut.“

„Ja, das kannst Du natürlich bekommen. Willst Du nicht ablegen?“

„Danke, einen Augenblick, ist Nils zu Hause?“

„Ja. Das wußtest Du wohl.“

„Nein,“ sagte Marie Luise fast demütig; sie fühlte sich den scharfen Reden der Schwägerinnen gegenüber immer wehrlos.

Die beiden Mädchen schritten durch das kleine, dunkle Schlafzimmer in das große, gemütliche Arbeitszimmer, das zugleich als Wohnraum diente.

Die Lampe mit ihrem großen Schirm aus hellgelbem, gefaltetem Seidenpapier war auf dem runden Tisch vor dem Sofa, auf dem Frau Hedwin saß, angezündet. Neben ihr lag ein ganzer Berg Strümpfe, die gestopft werden mußten. Laura saß in einem der altmodischen Lehnstühle mit einer kleinen Häkelarbeit in der Hand, ihr gegenüber saß Nils, die Beine von sich gestreckt, zufrieden, ein wenig rot, vielleicht von der Wärme im Zimmer, vielleicht auch von dem Glas dampfenden Eiergrogs, das vor ihm auf dem Tische stand. Er half unverkennbar Karin Schreibhefte korrigieren, ein ganzer Stapel blauer Bücher lag neben ihrem Platz. Sie hatte etwas bestig ihren Stuhl vom Tisch abgeschoben, als sie hinausging, um zu öffnen, wie jemand, der sich unangenehm überrascht von einem scharfen Mißton in einer voll harmonischen Melodie findet.

Und der arme Mißton, Marie Luise, erfaßte mit peinlicher Klarheit ihre Stellung. Am meisten quälte es sie, wie Nils so langsam und müde aufstand, und wie sich der gutmütige Ausdruck in seinem Gesicht einen Augenblick in einen gespannt unruhigen verwandelte. D, sie wußte so wohl, was das bedeutete: er fürchtete das Mißfallen der Seinen.

„Guten Abend, liebe Mutter,“ sagte Marie Luise mit eigentümlich verschleierter Stimme, „verzeih, daß ich so spät komme, aber ich wollte mir ein Muster von Karin leihen, ich gehe gleich wieder.“

„D, Du hast es doch wohl nicht so eilig, liebes Kind,“ sagte Frau Hedwin mit ihrer sanften Stimme, „meine Strümpfe sollen Dir Platz machen, damit Du hier im Sofa sitzen kannst.“

„Ja, und hier ist auch Platz,“ sagte Laura, die sich erhob und sagte: „Du kannst Dich mit uns auch wohl ein wenig unterhalten.“

Nils hatte seine Braut hastig aber innig in die Arme geschlossen, und als sie seinen Arm treu um sich geschlungen fühlte, wurde sie wieder zuversichtlich; sie konnte es nicht lassen, ihm liebevoll mit der Hand übers Haar zu streichen und ihre Wangen an seine zu schmiegen. Er mußte sie erst mit seiner Stimme in die Wirklichkeit zurückrufen, nachdem die Mutter schon ein paarmal gefragt hatte, wie es den Eltern daheim ginge.

Marie Luise beantwortete nun diese Frage und setzte sich dann in die Sofaecke, so nahe wie möglich an Nils Stuhl heran, indem sie ihre kleine, magere Hand auf sein Knie legte.

„Es ist wohl das Beste, wenn ich meine Bücher zusammenpade, denn jetzt hat Nils ja doch keine Zeit, mir zu helfen,“ sagte Karin mit einem Lachen, das natürlich klingen sollte,

## Zwei Romane.

aber so bitter und hart herauskam, daß man all den Unwillen darin widerklingen hörte, der bei dem Gedanken, daß Nils, ihr Stolz und ihre Freude, von ihnen gehen sollte, in ihr gärte.

„O doch, wir können ja alle beide helfen,“ sagte Marie Luise freundlich bittend.

„Nein, danke; Verlobte will ich nicht belästigen.“

Karin raffte ihre Schreibhefte zusammen, und Marie Luises Hand glitt von Nils Knie herab, doch er erfaßte sie schnell und sagte in hartem Tone zu der Schwester:

„Du magst es gern lassen! Uebrigens ist es auch wohl nicht so eilig mit dem Plunder. Versuche jetzt lieber, etwas Liebenswürdiger zu sein!“

„Danke für die Ermahnung!“

Laura saß steif und stumm und häfelte. Die Unterhaltung, die man pflichtschuldigst einzuleiten versuchte, ging immer wieder in die Brüche. Nur Frau Hedwin selbst blieb sich gleich, freundlich und vermittelnd.

Später, nachdem man zu Abend gegessen, begleitete Nils Marie Luise natürlich nach Hause.

„Wie glücklich Du bist, daß Du einen Bräutigam hast,“ sagte Laura draußen im Flur, wo sie „leuchtete“, während die beiden ihre Mäntel anzogen. „Ich mußte gestern um diese Zeit allein von Södermalm heimgehen.“

„Das Mädchen hätte Dich ja abholen können,“ sagte Nils kurz und öffnete die Thür, „adieu so lange.“

„Adieu, adieu! Muß ich zuschließen?“

Dies war eine fogenannte zarte Ermahnung, daß Nils bald zurückkommen sollte, aber er achtete nicht darauf.

Sobald Marie Luise und er auf die Straße gekommen waren, schmiegte sie ihren Arm in den seinen. Sie merkte weder etwas von dem Sprühregen wie von dem Herbstschmutz, der bei jedem Schritt an ihren Füßen klebt. Jetzt war sie eine Weile alleinige Besitzerin ihres Glückes, mit niemand, niemand brauchte sie es zu teilen, und bei diesem Gedanken schmiegte sie sich noch inniger an ihn.

„Bewünschst, daß man so arm ist,“ brauste Nils auf, „es ist unerträglich, sowohl für Dich wie für mich, alle diese Anspielungen zu ertragen. Ich glaube wahrhaftig, daß ich zum Frühling doch nach Amerika gehe.“

„Ohne mich?“

Es lag ein verhaltener Angstschrei in diesen beiden Worten.

„Ja, liebe Kleine, das versteht sich doch von selbst.“

„Nils, wie kannst Du so denken und sprechen. Ich würde gern das Doppelte leiden, wenn ich Dich nur behalten darf. Nini, geliebter, kleiner Nini, werde nicht abtrünnig!“ tändelte sie.

Er schwieg.

„Nini, bist Du böse?“

„Nein, aber es ist mir so entsetzlich über.“

Er wurde leicht unfreundlich, wenn er seine wärmeren Gefühle verbergen wollte; das Ungeschliffene seines Charakters kam dann mit einer Brutalität hervor, die Marie-Luise beben machte.

„Was ist Dir über, Nils?“

Ihre milden, traurigen Augen versuchten ängstlich forschend in seinem Anlitze zu lesen. War er ihrer überdrüssig?

„Das habe ich ja eben gesagt: der Paß und Streit zu Hause.“

Marie Luises kleines, blaßes Gesicht leuchtete auf, und sie klopfte ihm mit ihrer unbehandschuhten Rechten auf den Arm.

„Sei nicht so ungeduldig, mein Freund, wir wollen warten und hoffen, und ich — ich will zu Gott beten, Nils. Siehst Du, ich glaube so fest an ihn und hoffe so sicher, daß er uns helfen wird. Wenn Du auch beten könntest, Nils, aber ich weiß ja, daß Du das nicht kannst, und es ist vielleicht viel größer und männlicher ohne Glauben zu leben, aber ich fühle mich so gekräftigt durch das Gebet. Du bist deswegen nicht böse auf mich, Nils, Du findest mich nicht kindisch und albern, nicht wahr?“

„Nein, mein kleiner Liebling, bete Du nur für uns beide,“ sagte er gerührt, wenn auch mit einem Anflug zum Scherzen. „Ich würde dem lieben Gott dankbar sein, wenn er nicht mehr so lange mit seiner Gebetsanhörung warten wollte.“

(Fortsetzung folgt.)

Das turbulente Kampfgeschrei der Schaffenden in der Litteratur von gestern ist verstiegt. Die Schlagwörter-Ära scheint überwunden. Die Ismen sind tot — es lebe der Ismus! Das gegenwärtige Dichtergeflecht verhält sich still. Man zehrt vom Geordneten. So ganz unisono war der Naturalismus und Realismus eben nicht. Er wars, der dem socialen Gefühl in unsrer Litteratur das Heimrecht erkämpfte. Und dieser Umstand zwang die junge Generation, engere Fühlung mit dem Volke zu nehmen. Es blieb allerdings nicht so, wie es den Anschein hatte. Man konnte zu leicht in den Verbauch kommen, die Litteratur zu verproletarisieren. Den Neoromanticismus erfanden sich die einen; den Namen Heimatskunst die andern. Jener entnimmt dem Romanticismus derer um Novalis das Element des Wunderbaren, Ahnungsvollen, Ueberschwänglichen; diese, offenbar die gesündere von beiden, gräbt nach den Wurzeln des urkräftigen Menschentums, wie es nach Gemüth und Wesen doch nur eben der heimatischen Nährscholle entspringen kann. Solche Individuen in ihrer Kraftfülle zu zeigen, ist jedenfalls gut. Nur muß darüber nicht vergessen werden, sie auch zugleich von der örtlichen Umgrenzung loszureißen und im geistigen wie ethischen Kampf mit der großen Umwelt zu wissen. Nur Roman macht sich dies Bestreben bereits geltend. Die volle Tragik des Menschenlebens erfährt hier eine besondere Vertiefung und von diesem Kern heraus entwickelt sich ein bürgerliches Epos, das tiefgründige Kunst zu geben scheint. Schriftsteller dieser Art sind freilich noch sehr wenige. Aber der ernstesten und auserwähltesten einer unter den Verufenen ist doch Wilhelm Hegeler.

In ihm scheinen sich alle Erwartungen eines modernen Epikers großen Stils zu erfüllen. Er zersplitterte sich nicht, indem er den Ehrgeiz zeigte, auch auf dem Felde der Lyrik und des Dramas — dieser Fata morgana des raschen ideellen und besonders materiellen Erfolges, der doch die meisten nachziehen — Lorbern zu ernten. Er konzentriert seine ganze Kraft auf den großartigsten Menschenroman, in welchem sich noch weit mächtiger als im Drama das Gesicht der Zeit offenbart. Vom Naturalismus nahm Hegeler den Ausgangspunkt. Sechs Bücher Romane und Novellen hat er bisher gegeben. „Sonnige Tage“ und namentlich sein vorletzter Roman „Ingenieur Horstmann“ zeigten den Dichter bereits auf dem Wege, dessen Ziel er nun mit seinem „Paß o' Klinghammer“ erklimmen hat. Pastorengeschichten sind ja genug geschrieben worden. Entweder waren es frömmelnde Pfarrhausidyllen oder — aber nur leihthin und nur in vereinzelten Fällen — amtliche Konflikte, die, behutiam allerdings, gestreift wurden, und aus denen der jeweilige pastorliche Gotteszweifler als reuemütiger Sünder in den Schoß der alleinseligmachenden Kirchengläubigkeit wieder zurückkehrte. Nichts von alledem in Hegelers Roman. Nicht der Geistliche interessiert hier, sondern der Mensch an sich. Das ist das besondere. Ohne daß es der speciellen Absicht oder Betonung von Dichters Seite bedurfte, wird hier an Pastor Klinghammer der Beweis gegeben, wie schwer es der menschlichen Kreatur wird, im Schafskleide erzungener Tugend einherzugehen. Mensch bleibt Mensch — trotz Befehlen und Talar. Wer ein Heuchler war, bleibt's. Wenn verbrecherische Triebe der Leidenschaft, des Hasses, der Lüge in die Seele gesenkt waren, der wandelt sich nicht, weil er zufällig den Rock eines Priesters trägt, sondern weil er als Mensch gefehlt und gesündigt, weil er als Mensch die Gebote des Menschenrechts überschritten hat und nun Einkehr in seinem Gewissen hält. Es ist einem beim Lesen, als sei man in seinem Leben schon manch einem Pastor Klinghammer begegnet: — so furchtbar wahr hat der Dichter diesen Mann in allen intimsten Seelenverfassungen und Charakterzügen aufgefangen und vor uns hingestellt. Ein bewundernswürdiger Realismus, der, das ist diesmal zugleich das erhebende Bewußtsein von einer wirklich künstlerischen That, doch auch in demselben Maße in die Tiefe tauchte und so echtes dichterisches Gold heraufbrachte. Die Handlung des Romans spielt in Hesse und im Wuppertal. Streng genommen dreht sie sich um das Klinghammerische Ehepaar. Diese beiden Menschen sind die büßenden Schuldigen und die sühnenden Helden. Zwischen sie ist ein lebendiges Schicksal geworfen. Das ist des Pastors Bruder, ein wegen Schulden entlassener Lieutenant. Beide Brüder stehen feindlich zu einander. Es war ja schon seit Jugendzeiten so gewesen. Fritz, der verachtete Offizier, ist ein Mensch mit bedeutenden körperlichen Vorzügen, wie namentlich auf Frauen besiechlicher, wenn auch brutaler Männlichkeit, aber mit faulem Kern. Der Pfarrer war von jeder zart und schwach und leicht verletzlichen Wesens. Schon als Knabe wählte er sich überall zurückgesetzt. Es war nicht ganz ein Wahn; um so begreiflicher also, daß auch noch der Mann in sich den tiefsten Groll und Haß, den er gegen den Bruder schon seit Jugendtagen genährt hatte, weiter trug. Einmal hat er diesem die Schulden bezahlt und ihm so die Karriere gerettet. Das zweite Mal weigerte er sich, das gleiche zu thun. Der Lieutenant mußte quittieren. Da brannte die Feindschaft auf. Eine scheinbare Veröhnung kommt zu stande, als Fritz Fräulein Krall, die reiche, schöne Apothekerstochter, von zwei Strolchen, die das Mädchen im Walde überfielen, errettete, aber von jenen übel zugerichtet, wochenlang zwischen Tod und Leben rang. Indessen, das friedliche Einbernehmen

ist nur ein scheinbares. Innerlich betrachtet der Pastor den Bruder nach wie vor als seinen Feind. Und zwar aus plausiblen Gründen. Ist jener doch sein Rivale. Beide lieben Marianne, die Apothekers-tochter. Sie wird des Pastors Weib. Sie gab ihm den Vorzug, weil sie ihn „himmelhoch“ über den Lieutenant stellt, obwohl dieser ihr Lebensretter gewesen. Grollend verläßt der Verschmähte das Haus, nachdem er dem Pfarrer einen Schlag ins Gesicht verjagt hat. Diese Schmach wird und muß einmal gerochen werden — wenn auch nach Jahren. Man hat bei der Wesensart des Geistlichen dies Gefühl. Man ahnt, daß einst etwas Furchtbares geschehen werde. Vorerst ist das junge Paar glücklich, wie nur zwei Menschen es sein können, die sich in wahrer Liebe verbunden. Das winterlich verschneite Pfarrhaus ist ihre Welt. Aber nicht lange. Der Pfarrer müßte kein Klinghammer sein. Voll Priesterzornes waren ja seine Vorfahren immer gewesen. Wie sollte da der Sohn und Enkel aus dieser Art geschlagen sein? Er beginnt mit seinem Glücke zu hadern; er erkennt, daß er kein Geistlicher, sondern ein Zweifler, ein Ungläubiger sei. Auch war er zu lange einsam, um auf die Dauer die Gemeinschaft mit einem andren Wesen zu ertragen. Ehrlich handelte er gegen die Frau nie. Immer verschloß er sein Herz vor ihr. Eine Lüge gebiert die andre. Der Mut zur Aufrichtigkeit ist ihm verjagt. Es kommt zu Verstimmungen zwischen den beiden. Sie verstehen sich lang nicht mehr. Er will mit sich allein bleiben. Aber sie ist doch auch als Pastorsfrau ein Weib, das auf seine Natur nicht verzichten kann — ohne sich zu wandeln. Und diese Wandlung kommt. Sie vollzieht sich um so schneidender, seit Fritz plötzlich wieder wie „aus dem Boden gewachsen“ vor dem Geiste des Pfarrers aufgetaucht war. Gerade zu rechter Zeit beginnt jener sein freies Spiel, als sich die Rosenketten zwischen den beiden Ehegatten zu lösen begannen. Er bestürmt die noch in Treue gefesselte Frau mit seiner Leidenschaft. Von ihrem Gatten schließlich auch durch physischen Widerwillen ferngehalten, ergiebt sie sich nach harten Seelenkämpfen dem unwiderstehlichen Egoisten, wenn auch ihre Reinheit gewahrt bleibt. Mit dem Pastor, so erklärt sie diesem, vermag sie nicht länger zusammen zu leben — und er läßt sie ziehen. Aber da steigt das Machegefühl in seiner Brust auf. Bevor die Weiden das Pfarrdorf verlassen, stürmt er noch zum verhassten Bruder hinaus. Rede soll der stehen auf Ehr und Gewissen, ob er sich noch nie an der Frau vergangen. Wenn nicht, mögen sie ziehen. Andernfalls soll der Verführer ihm vor die Mündung des Revolvers, den er mitnimmt. Unterwegs treffen sich die Brüder. Ein schwüler Abend. Gewitter zieht herauf. Gewitterschwere alzt auf des Pastors Sinnen. Es kommt zu einem erregten Wortwechsel. Fritz höhnt den Bruder. Der reißt den Revolver hervor, wirft ihn dann aber doch hinter sich und stürzt sich auf den Rivalen. So mächtig ist der Angriff, daß Fritz, gegen die Danklehne geschleudert, das Genick bricht. So brach also das Verhängnis herein. Der Pfarrer ein Brudermörder. Hier vollzieht der Dichter die tragische Verkettung, groß, packend durch alle Phasen der Sühne. Die Schuld des Mordes macht den Mann, statt ihn zu zermalmen, zum Zeloten, zum Geuchler, zum frömmelnden Prediger, zum Fanatiker des Wohlthuns. Monate sind ins Land gegangen. Der Ermordete, dessen Körper der Pastor damals in den nahen Fluß geworfen, ward später wo aus Ufer getrieben; er wird als Selbstmörder begraben. Gras wuchs über der That. Klinghammer ist längst als beliebter Geistlicher im Wuppertal thätig. Die Schuld aber nagt an seinem Gewissen fort und fort. Doch auch die Frau, die ihn verlassen, macht große Wandlungen durch. Und als sie seelisch genesen ist, da geht sie wieder zu Klinghammer. Denn noch ein andres bereitet sich vor: ihre Mütterchaft. Nun, da Marianne sich durchgerungen hat, will sie des schuldbeladenen Mannes Ketterin sein. In den bangen Stunden der Mutterwehen und des Gebärens — ein Kapitel, das mit erschütternder Kraft geschildert ist — schmelzen die Siegel von beider Herzen. Klinghammer kämpft sich, nun, ermutigt und erhoben vom neuen Glücke, durch zur Selbstbefreiung, indem er sich freiwillig der Justiz überantwortet, um die Schuld, für die er innerlich furchtbar gebüßt, auch äußerlich zu sühnen. So ist er zum Frieden gekommen und, zu höherem Menschentum gereift, werden die beiden, wenn er nach fünf Jahren das Gefängnis verlassen hat, ruhig und des wahren Glückes voll, ihre Lebensbahn weiterziehen. Was den Roman so wertvoll macht, das liegt gerade darin, daß es dem Dichter gelang, seinem eher abstoßenden als liebenswerten Helden das erlösende Mitleiden und die innigste Anteilnahme an dessen furchtbarem Schicksal zu sichern. Es vollzieht sich hier also die tiefste Tragik, die im Grunde Erlösung bedeutet. Aber nicht bloß dies allein. Unter den zahlreichen Nebengestalten, die das Klinghammersche Ehepaar umgeben, ist besonders eine noch Pastor Erbsöh, ein Mann von rührender Schlichtheit und erhebender Kraft des Duldens, ein Geistlicher, den ob seiner freien Bekennersseele die Muder unter den Amtsbrüdern im Verein mit der Behörde ins Grab bringen.

Die Komposition des Ganzen ist straff, die Handlung durchlebt von innerlicher Dramatik und aufsteigender Kraft und Größe; alle Personen verraten die sichere Hand des in die menschliche Psyche tief hinabgrabenden Zeichners. Die Sprache ist knapp, klar und von jener Art eines Bildners, der sich seiner Mittel wohl bewußt zeigt. Kein Satz eine Phrase. Kein malendes Wort zu wenig, zu viel. Mit einem Wort: der Roman ist ein reifes, abgeklärtes Kunstwerk. Er wird und muß seinen Weg machen, denn er verdient es, wie kaum ein andrer zuvor. —

Auch der zweite Roman „Die stumme Mühle“\*) von Ditto von Leitgeb darf in gewisser Hinsicht auf jenes Prädikat Anspruch erheben. Freilich nur bedingungsweise, wie mich bedünken will. Sein Charakter ist eben ein völlig verschiedener. In ihm überwiegt ein zu üppig wucherndes lyrisches Element die eigentliche Handlung. Wenig geht da vor, fast zu wenig. Vier Menschen sind es, um die sich alles dreht: ein junges Ehepaar in der „stummen“ Wassermühle und ein Geschwisterpaar, als fremdete Gutsnachbarn. Jene beiden passen nicht zusammen. Der Müller ist ein unternehmender Geschäftsmann, die Frau von allzu feiner, fast ätherischer Artung, mit dem Stein eines frühen Todes im Herzen. Zu ihr fühlt sich der Gutsnachbar, ebenfalls eine zartbesaitete Natur, ein Dichter, magnetisch hingezogen. Kurz vor ihrem Ende gesteht er ihr seine schwärmerische Liebe. Mit diesem stillen Glücke beschließt die Frau, die einer südländischen Blume vergleichbar, ihr Dasein, und der Liebende geht einem der Kunst geweihten, arbeitsfreudigen Leben entgegen, nachdem auch seine praktisch veranlagte Schwester dem verwitweten Müller die Hand zum Ehehindernis gereicht hat. Der Dichter macht an ihnen wahr, daß nur gleichartige Charaktere für einander bestimmt seien — ein Satz, der thatsächlich doch nicht allzu häufig bewiesen werden dürfte. In diese stillen Handlungen spielt dann noch ein Mädchen von ungewisser Herkunft hinein, Südlisches Pigeemblood. Sie hat ein Kind von dem Gutsbesitzer, ist eines Tages verschollen und taucht einige Jahre später, nachdem sie in München Modellscheiterin gewesen und sich nun als Brandmalerin ehrlich ernährt, wieder auf. Doch nur, um ihr Kind zu holen, da ein Münchener Bilderrahmenschnitzer sie heiratet. Das alles aber ist kaum mehr als schattenhaft angedeutet. Es liegt ein leichter Schleier über allen Gestalten. Wohl wachsen sie organisch aus der Fabel hervor; aber alles ist weich, träumerisch gebildet. Die Charakteristik geschieht zumeist auf dem indirekten Wege der Schilderung. Alles ist eingebettet in die Natur, im Wechsel der Jahreszeiten und in ihrer geheimnisvollen Beziehung zum Menschenherzen. Lyrismen von schwärmerischer Empfindung, Naturstimmungen über Naturstimmungen geben Zeugnis von einem schönen Dichtertalent, das sich aber noch nicht zu loquenter plastischer Bildnerkraft durchgerungen hat. Der Roman erinnert in mancherlei stillen Feinheiten an Freyhens „Jörn Uhl“. Seine Sprache — nicht frei von einigen Ausdrucksformen — ist nicht ohne Eindringlichkeit. Sein Streben nach künstlerischer Tiefe wirkt erfreulich. —

Ernst Krowicki.

## Kleines feuilleton.

— Liszt in Weimar. Unter dem Titel „Begegnungen“ veröffentlicht Hermann Kollert allerlei Anekdotisches aus seinem Leben. Mit Liszt kam der Verfasser in Weimar zusammen. Er erzählt unter andern folgende Geschichte: „Ein mit Liszt befreundeter Pole, der ein paar Jahre in Weimar zugebracht hatte, zog von da fort und gab am Tage vorher ein Abschiedsessen. Auch ich war mit dem Manne gut bekannt und nahm, sowie zwei Professoren aus Jena — der längst gestorbene, auch als Improvisator renommierte D. L. B. Wolff und der tüchtige Pathologe Siebert — an der ziemlich zahlreich besetzten Tafel teil. Gleich vom Anfang an ging der mit Champagner gefüllte polnische Stiefel, den man austrinken mußte, herum, und es währte nicht lange, so befand sich alles in heiterster Stimmung. Gegen Ende des mannigfach belebten Mahles waren alle mehr oder weniger bereits bedenklich taumlig geworden. Liszt hatte seinen Rock ausgezogen und das Halstuch abgenommen und war in lustigster Laune. Auf einmal fällt ihm ein, daß der neben ihm sitzende Professor Siebert ihm versprochen, ihn gelegentlich zu auskultieren, und er forderte diesen auf, es jetzt — da gerade so gute Gelegenheit dazu sei — zu thun. Dabei riß er sein Hemd an der Brust auseinander. Siebert, der auch schon recht vom Gotte voll war, nickte lachend, nahm ein Papier aus der Seitentasche seines Rockes, formte ein Stethoskop daraus und setzte dasselbe wankend an Liszts entblößte, ihm hingehaltene Brust. Diesen Augenblick wollte nun Professor Wolff, der noch bei der Tochter der Fürstin W. eine englische Lese-Stunde abzuhalten hatte, benützen, um umgesehen von Liszt — der ihn schon kurz vorher nicht fortgehen lassen wollte — sich wegzuschleichen. Es war ihm auch gelungen, über die Stiege hinabzukommen, als Liszt plötzlich den Abgang Wolfs bemerkte. Er sprang — halb entkleidet, wie er war — rasch auf und lief dem forteilenden Wolff, um ihn zurückzuhalten, nach. Liszt gelangte bis zum Haushor, ohne ihn noch einzuholen. Er stürzte in seiner weinigen Aufgeregtheit hinaus, lief zur Ecke der nächsten Straße, konnte aber von Wolff, der einen andren Weg gegangen war, nichts mehr sehen. Er rannte — in Hemdärmeln, mit offener Brust und mit fliegenden Haaren — nun die halbe Straße hinab, bemerkte aber da auf seinem absonderlichen Ausfluge jetzt ein hübsches Mädchen, das stehend an einem Haushor stand. Liszt hält vor ihr an, sagt ihr einige flammende Schönheiten und will sie umfassen und küssen. Das Mädchen erschrickt, läuft durch die Einfahrt in den Hof des Hauses; Liszt ihr nach. Sie erreicht die Kellertür und schießt in den Keller. Liszt verfolgt sie bis hinab. Am Brunnen im Hofe schöpft ein Knecht eben Wasser in einem Kübel. Der Knecht, das

\*) Egon Fleischel u. Co., Berlin. (5 M.)

Ganze lebend, nimmt den vollen Kübel, geht zur Kellerstiege und gießt das Wasser über Liszt. Der stürzt nun, natürlich etwas ernüchtert, über die Stiege herauf, eilt kriegend auf die Straße hinaus und so fanden wir ihn, die wir ihm nachgeeilt waren, und führten ihn in wunderlichem Zuge zurück. — Es läßt sich denken, welches Aufsehen der Vorfall am helllichten Tage in dem stillen Weimar machte. —

k. **Zu realistisch.** Eine hübsche Theater-Anekdote, die die Gefahren des übertriebenen Realismus zeigt, erzählt Mme. de Navarro in einer englischen Zeitschrift: „In einem Drama hält die sehr erregte Heldin plötzlich inne, um wieder Fassung zu gewinnen, als sie die herannahenden Wagen ihrer Gäste hört. „Gorcht!“ sagt sie, „ich höre die Räder ihrer Wagen.“ Den Effekt der herantommenden Räder erzielt sie wir leicht; was wir aber auch versuchten, das Stampfen der Pferde auf dem Kies vor Clarissas Thür konnten wir nicht hervorbringen. Schließlich verfiel ich auf eine glänzende Idee, die der Regisseur sofort in die That umsetzte. Wir wollten einen Esel von Covent Garden auf dem hinter der Scene gestreuten Sties auf und abtrotten lassen. Natürlich waren wir bei dem ersten Auftreten unsres vierfüßigen Freundes, der die Pferde vertreten sollte, ein wenig erregt. Als das Stüchwort gefallen war, herrschte verhängnisvolle Stille. Ich wiederholte das Wort etwas lauter. Da hörte man plötzlich — den Esel „ia“ schreien. . . Das Publikum brach in ein schallendes Gelächter aus. Es war zwar eine der ersten Situationen des Stückes; aber ich konnte mir nicht helfen, ich mußte mitlachen, bis mir die Thränen über die Waden liefen.“ —

**Völkerrunde.**

— **Estermord bei den Tschukttschen** (Nordost-Sibirien) will nach dem Bericht einer New Yorker Zeitung der Amerikaner Bogoroz beobachtet haben, der im Auftrage des New Yorker Naturhistorischen Museums sich längere Zeit unter jenem Volke aufgehalten hat. Daß man bei manchen Naturvölkern die alten Leute als unnütze Esser beseitigt, und daß die Exekution sogar von den eignen Kindern vollzogen wird, ist bekannt. Bei den Tschukttschen aber sind es nach Bogoroz die alten Leute beiderlei Geschlechts selbst, die dringend nach ihrer Tötung verlangen und sie von ihren Söhnen als eine Kindespflicht fordern, so daß der Vater, dessen Sohn sich weigern würde, ihn zu erstechen, seinen Fluch erhalten und vom ganzen Stamm als pietätlos gebrandmarkt werden würde. Es wird bei der Tötung wie folgt verfahren: Mit seinen Feilsleibern angezogen, lauert der Greis auf Sechundsellen hinter einem Vorhang nieder, so daß ihn die Anwesenden, auch der Sohn, nicht sehen. Dieser durchbohrt mit einer Lanze zunächst den Vorhang, der Greis richtet dann selbst die Speerspitze gegen seine nackte Brust und ruft: „Stoß zu!“ Wenn dabei, was aber selten vorkommt, die Hand des Sohnes zittert und die Lanze abgleitet, so ruft ihm — Bogoroz berichtet, die Worte selbst gehört zu haben — der Vater oder die Mutter ungefähr zu: „Warum zittert Deine Hand? Soll ich nicht in ein besseres Land hinübergehen, wo ich nie mehr hungern werde? Stoße noch einmal und zitiere nicht!“ — („Globe“.)

**Aus dem Tierleben.**

— Ein seltener Gast der westlichen Ostsee ist, wie Oberfischmeister A. Hintelmann in der Wochenschrift „Merthus“ mitteilt, der Bonite (Pelamys sarda C. V.), der meines Wissens bisher in der Ostsee nicht beobachtet worden ist; Möbins und Heinde „Die Fische der Ostsee“ verzeichnen ihn nicht. Gelegentlich meiner diesjährigen Unterweisungsfahrt wurde mir auf Alfsen von einem Räucher ein untrer Makrel nicht unähnlicher Fisch gezeigt, der im September in der Augustenburger Förde gefangen war. Der Fisch war bereits der Länge nach aufgespalten und sollte nach der Art der Makreln und Fledheringe geräuchert werden. Das Exemplar hatte eine Länge von ca. 50 Centimeter. Der Rücken erglänzte in einem wundervollen Stahlblau, das durch dunkle schiefe Streifen unterbrochen wurde; der Bauch war silberweiß. Vom Räucher wurde er ganz richtig als „Bonite“ bezeichnet. Im Sommer soll ebenfalls ein Exemplar dieser Art gefangen worden sein. Daß untre Räucher diesen sonst doch außerordentlich seltenen Gast und Fremdling der Ostsee gleich richtig bestimmen konnten, darf uns nicht Wunder nehmen; denn allen Seefahrern ist der Bonite wohl bekannt, zählt er doch zu einem häufigen Bewohner des Atlantischen Ozeans, der sich als eifriger Verfolger der fliegenden Fische überall bemerkbar macht; freilich ist er in der Nordsee gleichwohl sehr selten. Die Seefahrer fangen ihn, indem sie als Köder entweder einen kleinen Fisch oder ein Stück Stork, das mit Silberpapier überzogen und mit Federn besetzt ist, benutzen und diesen an einer Schnur über Bord haummeln lassen. Meterhoch soll sich der Bonite über Wasser erheben und nach dem Köder haschen. Ueber die Schmackhaftigkeit des Fleisches waren die Meinungen geteilt; der Räucher wertete das Fleisch der Makrel höher. —

**Technisches.**

— **Neue Glasarten.** Die ultravioletten Strahlen — bekanntlich unsichtbare Strahlen von kurzer Wellenlänge, welche im Spektrum jenseits des Violetts erscheinen —, deren Verwertung für wissenschaftliche und technische Zwecke teils wegen ihrer chemischen und physiologischen Wirkung, teils aus theoretisch-optischen Gründen

so aussichtsreich erscheint, werden von den meisten durchsichtigen Körpern stark absorbiert. Selbst die für das Auge farblosesten optischen Gläser haben sich als so wenig durchlässig erwiesen, daß ihre Verwendung zu Linsen und Prismen für Versuche mit ultravioletten Strahlen bisher ausgeschlossen war, und man auf den teuren, schwer bearbeitbaren Bergkristall angewiesen war, der gleichwie der Flußpat sehr durchlässig für kurzwellige Strahlen ist. Erst neuerdings ist es gelungen, nach einem von Dr. Schimmer in Jena gefundenen Verfahren, verschiedene Glasarten herzustellen, welche für Ultraviolett erheblich durchlässiger sind als die besten bisher bekannten Strahlgläser. Diese von der Firma Schott u. Genossen in großem Maßstabe hergestellten „Jenaer ultraviolettdurchlässigen Gläser“ werden mit Erfolg bereits für Lichtheilzwecke verwendet, zur Konzentration des von der Lichtquelle ausgestrahlten wirksamen Lichtes auf die Körperoberfläche des Patienten. Ferner haben geeignete Versuche ergeben, daß die photographischen Aufnahmen des gestirnten Himmels durch Objektive aus Jenaer ultraviolettdurchlässigem Glas dunkle Sterne, Nebelflecke und feinere Details zeigen, welche man mit den bisherigen astronomischen Objektiven aus gewöhnlichen Glasarten nicht beobachten konnte. Außer diesen farblosen ultraviolettdurchlässigen Glasarten wurde nach demselben Verfahren noch eine Glasart hergestellt, welche gewissermaßen ein Filter für die photographischen Strahlen bildet, indem sie das rote, gelbe und grüne Licht absorbiert, jedoch Blau, Violet und Ultraviolett durchläßt. Auch die Fabrikation von ultraviolettdurchlässigem Fensterglas wird seitens des Jenaer Glaswerkes demnächst in Angriff genommen werden. Es steht zu erwarten, daß die Einführung dieser neuen Jenaer Gläser für die Astronomie, insbesondere aber für die Photochemie und Lichttherapie von Bedeutung sein wird. —

**Humoristisches.**

— **Viel verlangt.** Der kleinen Erna fällt das Butterbrot auf die Erde, natürlich mit der gefröhrenen Seite nach unten; weinend läuft das Kind zur Mama. Erzürnt wendet sich die junge Hausfrau an die Köchin: „Ich muß Sie schon bitten, daß Sie den Kindern das Butterbrot nicht immer auf der verkehrten Seite streichen!“ —

— **Richtige Aufklärung.** Lehrer: „Wer von Euch weiß, was ein ‚Reger‘ ist?“  
Lieschen (siegesgewiß): „Der Mann von der Kage!“ —

— **Aus dem Bericht eines Gendarmen.** . . . Der Beschuldigte gilt hierorts im allgemeinen als sittlich und religiös; jedoch beides nur in gemäßigtem Tempo.“ —  
(„Jugend.“)

**Notizen.**

— Der Verlag von Emil Strauß in Bonn ist in den Besitz von Alfred Kröner in Stuttgart übergegangen. —  
— Das Opernhaus hat die einaktige Oper „Totentanz“ von Dr. Alexander Siks zur Aufführung angenommen. —

— **Bungerts Musiktragödie „Odysseus Tod“** wird am 30. Oktober in der Dresdener Hofoper die Erstaufführung erleben. —

— **Gewichtsverlust erhitzter Metalle.** Eine der Berliner Akademie von den Professoren L. Holborn und L. W. Austin vorgelegte Arbeit berichtet über auffällige Gewichtsverluste, welche einige Metalle der Platingruppe erleiden, wenn sie durch den elektrischen Strom auf 1000–1500 Grad erhitzt werden. Platin, Rhodium und Iridium zeigen solche Verminderung des Gewichts nur bei Gegenwart von Sauerstoff, und es liegt der Gedanke nahe, daß sich bei diesen Temperaturen flüchtige Sauerstoffverbindungen bilden. Beim Palladium dagegen ist der Verlust nicht von der chemischen Beschaffenheit des umgebenden Gases abhängig, steigt dagegen bei vermindertem Gasdruck, so daß man annehmen muß, es handle sich um Sublimation kleiner Mengen des Metalls. —  
(„Prometheus“.)

c. In Manchester wurden unlängst 72 Drachentauben versteigert; sie brachten einen Gesamtpreis von 18000 M. Die beste Taube wurde mit 1200 M. bezahlt. Da dieses Tierchen nur ein Pfund wiegt, ist es sein Gewicht in Gold wert. Mehrere andre Tauben brachten je 1000 M. Eine andre wertvolle Taubenart ist die „Eule“. Eine Zucht „Eulen“-Tauben wurde vor drei Jahren für 32000 M. verkauft. —

— **Kunst und Hochkunst.** Im „Gollnower Boten“ steht folgendes Inserat: „Empfehle meine 22 Mann starke Musikkapelle den wertigen Vereinen und Birten in Gollnow und Umgegend zu allen Festlichkeiten. Diefere Musik von der kleinsten bis zur größten Besetzung für jeden annehmbaren Preis. Zu Hochzeiten, zu denen ich die Musik stelle, liefere ich eine ehrliche gute Kochfrau gratis.“ —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 25. Oktober.